

bell hooks

Die Bedeutung von Klasse

UNRAST

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Gefördert mit freundlicher Unterstützung der

ROSA LUXEMBURG STIFTUNG



bell hooks: Die Bedeutung von Klasse

1. Auflage, Mai 2020

ISBN 978-3-89771-274-4

© UNRAST-Verlag, Münster 2020

www.unrast-verlag.de – kontakt@unrast-verlag.de

Mitglied in der assoziation Linker Verlage (aLiVe)

Copyright der Originalausgabe

© 2000 Gloria Watkins

Originaltitel *Where we stand: class matters*

veröffentlicht bei Routledge, New York/Abingdon;

einem Mitglied der Taylor & Francis Group LLC

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlag: Unrast Verlag

Satz: Unrast Verlag

Druck: Multiprint, KOSTINBROD

2

Klassenbewusstsein entwickeln

Als Kind wollte ich oft Dinge haben, die sich meine Eltern nicht leisten konnten und daher nicht kauften. Anstatt uns zu sagen, dass wir bestimmte materielle Dinge nicht kaufen konnten, weil es dafür an Geld fehlte, manipulierte uns Mutter häufig dahingehend, den Wunsch verschwinden zu lassen. Manchmal würdigte sie uns herab und manchmal beschämte sie uns wegen des Objekts unserer Begierde. Daran erinnere ich mich noch sehr gut. Das wunderschöne gelbe Kleid, das ich unbedingt haben wollte, wurde in ihrem Geschichten erzählenden Mund zu einem wirklich hässlichen Teil, das angeblich so aussah, als ob es eine Mammy – ein Schwarzes Kindermädchen, das weiße Kinder hütete – zusammengeknäht hätte, und das kein Mädchen, das etwas auf sein Aussehen gab, sich jemals wünschen würde. Oftmals wurden meine Wünsche als wertlos und dumm dargestellt. Ich lernte, ihnen zu misstrauen und sie verstummen zu lassen. Ich lernte, dass je klarer ich meine Wünsche benannte, es umso unwahrscheinlicher war, dass sich diese Wünsche jemals erfüllen würden.

Ich lernte, dass es mir innerlich besserging, wenn ich nicht über Geld nachdachte oder mir erlaubte, mich irgendwelchen Fantasien oder Wünschen hinzugeben. Ich lernte die Kunst der Verdrängung. Ich lernte, dass es besser war, sich mit den erfüllbaren materiellen Wünschen zu begnügen, als die unerfüllbaren zu artikulieren. Bevor mir klar war, dass Geld eine Rolle spielt, hatte ich mir oft Dinge gewünscht, die teuer waren, Dinge, die sich ein Mädchen meiner sozialen Gesellschaftsschicht für gewöhnlich nicht wünschte. Aber damals war ich noch ein Mädchen, das sich der Bedeutung von Klasse nicht bewusst war, und ich dachte nicht, dass meine Wünsche dumm und falsch waren. Und als ich herausfand, dass sie es doch waren, ließ ich sie los. Ich konzentrierte mich aufs Überleben, darauf, zurechtzukommen.

Als ich ein College auswählte, an dem ich studieren wollte, kam das Geldproblem auf und musste besprochen werden. Selbst wenn ich mich um Darlehen und Stipendien bemühte, und alles, was im Zusammenhang mit dem Studium stand, bezahlt wurde, blieben doch immer noch Fahrtkosten, Bücher und eine Vielzahl anderer versteckter Kosten. Mutter ließ mich wissen, dass für derlei Extrakosten kein Geld zur Verfügung stand, weshalb sie mich drängte, ein College zu besuchen, das in der Nähe lag, was finanziell helfen würde. In meinem ersten Jahr besuchte ich also ein nahegelegenes College. Eine schlicht aussehende, weiße College-Studienberaterin hatte in unserem Wohnzimmer gesessen und meinen Eltern erklärt, dass für alles gesorgt sei, dass mir ein Vollstipendium gewährt worden sei, dass meine Eltern für nichts würden bezahlen müssen. Sie wussten es besser. Sie wussten, dass da immer noch Fahrtkosten waren, Kleidung, all die versteckten Kosten. Dennoch fanden sie diese Schule akzeptabel. Sie konnten mich dort hinfahren und wieder abholen. Ich musste an den Feiertagen nicht extra nach Hause kommen. Ich könnte es schaffen.

Nachdem mich meine Eltern an dem vornehmlich weißen College abgesetzt hatten, sah ich das Entsetzen im Gesicht meiner Mitbewohnerin, weil sie bei jemanden untergebracht würde, der Schwarz war, also bat ich um einen Wechsel. Zweifelsohne hatte auch sie ihre Bedenken geäußert. Ich bekam ein winziges Einzelzimmer nahe dem Treppenhaus – ein Zimmer, das einer Erstsemester-Studentin für gewöhnlich verwehrt blieb – aber ich war eine Schwarze Erstsemester-Studentin, eine Stipendiatin, die es sich nicht in einer Million Jahren hätte leisten können, für sich selbst aufzukommen oder die Kosten für ein Einzelzimmer zu übernehmen. Meine Kommiliton*innen hielten Abstand zu mir. Ich aß in der Cafeteria und musste mir keine Gedanken darüber machen, wer außerhalb dieser Welt für Pizza und Getränke zahlen würde. Ich behielt meine Wünsche, meine Armut und Einsamkeit für mich; ich kam zurecht.

Ich ging nur selten shoppen. Von Zuhause bekam ich Pakete mit funkelneulernen Kleidern geschickt, die Mutter gekauft hatte. Obwohl wir nie darüber sprachen, wollte sie nicht, dass ich mich unter den vielen privilegierten weißen Mädchen schämen musste. Ich war das einzige Schwarze Mädchen in meinem Wohnheim. Es gab in mir keinen Platz für Scham. Ich fühlte Verachtung und Desinteresse. Mit ihrem Gekicher und ihrer Besessenheit zu heiraten, waren die weißen Mädchen an der Frauenuniversität wie Außerirdische für mich. Wir kamen nicht vom gleichen Planeten. Ich lebte in der Welt der Bücher. Die einzige weiße Frau, die zu

meiner engen Freundin wurde, lernte ich kennen, als ich las. Ich versteckte mich im Schatten eines Baumes mit riesigen Ästen, die Art von Bäumen, die scheinbar mühelos auf gut betuchten Universitätsgeländen wuchsen. Ich saß auf ›perfektem‹ Rasen, las Gedichte und wunderte mich darüber, wie das Gras um mich herum so schön sein konnte, jedoch, wann immer mein Vater versucht hatte, im Vorgarten von Herrn Porters Haus Rasen anzulegen, sich dieser grundsätzlich gelb oder braun verfärbt hatte und schließlich abgestorben war. Immer wieder wurde er vom Garten besiegt, bis er schließlich aufgab. Das äußere Erscheinungsbild des Hauses sah gut aus, aber der Vorgarten verwies auf die Möglichkeit fortwährender Vernachlässigung. Der Vorgarten sah arm aus.

Auf dem Collegegelände gediehen Sträucher und Bäume. Die Grünflächen waren üppig und satt. Von meinem schattigen Platz aus sah ich eine Kommilitonin alleine sitzend und weinend. Ihre Traurigkeit hatte mit all den Kleinigkeiten zu tun, die uns tagsüber an der Uni heimsuchten; die Angst davor, nicht schlau genug zu sein, die finanzielle Unterstützung zu verlieren (wie auch ich, hatte sie Darlehen und Stipendien, wobei ihre Familie auch einen Teil zahlte), und Jungs. Als junge Frau, deren Familie aus Illinois kam, aber ursprünglich aus der ehemaligen Tschechoslowakei eingewandert war, verstand sie die Bedeutung von Klasse.

Wenn sie von den anderen Mädchen sprach, die mit ihrem Reichtum und ihren familiären Verhältnissen angaben, lagen Verachtung, Wut und Neid in ihrer Stimme. Neid war immer etwas, das ich zu verdrängen versuchte. Ließ man ihn zum Trost zu nah an sich heran, konnte Neid zur Verblendung und schließlich zu einem Verlangen führen. Ich begehrte nichts, was sie hatten. Sie begehrte alles und schämte sich nicht, ihre Wünsche offen auszusprechen. Aufgewachsen in der Art von Gemeinschaft, in der ständig darum gewetteifert wurde, wer das Größte, Beste was-auch-immer kaufen konnte, in einer Welt der organisierten Arbeit, der Gewerkschaften und Streiks, begriff sie die Welt der Bosse und Arbeiter*innen, derjenigen, die alles, und jener, die nichts hatten.

Die weißen Freund*innen, die ich in der Highschool gekannt hatte, waren mit den Privilegien ihrer Klasse bescheiden umgegangen. Aufgewachsen wie ich, mit den Traditionen der Kirche, die uns gelehrt hatte, sich ausschließlich mit den Armen zu identifizieren, wussten wir, dass sich im Überfluss das Böse verbarg.

Wir wussten, dass reichen Menschen der Zutritt zum Himmel nur selten gewährt wurde. Gott hatte ihnen ein Paradies der Fülle auf Erden

gegeben und sie hatten nicht geteilt. Die wenigen reichen Menschen, die geteilt hatten, waren die einzigen, denen es möglich war, im Paradies auf Gott zu treffen, doch selbst dann war es für sie noch immer schwieriger, ihren Weg zu finden. In unserer Welt und bei den Freund*innen, die wir von der Highschool kannten, war es verpönt, seinen Reichtum zur Schau zu stellen, verpönt bei Gott und der Gemeinschaft.

Die wenigen Frauen, mit denen ich mich während meines ersten College-Jahres anfreundete, waren nicht reich. Sie waren diejenigen, die mir die Geschichten über die anderen Mädchen erzählten, die damit angaben, sich alles Teure leisten zu können – Kleidung, Essen, Urlaube. Es gab nicht viele, die wie ich einen Hintergrund aus der Arbeiterklasse mitbrachten; wir wussten, wer wir waren. Die meisten Mädchen aus armen Familien versuchten, sich anzupassen, oder wehrten sich, indem sie versuchten, mit Schönheit oder Stil, oder einer Kombination aus beidem, dem Reichtum der anderen etwas entgegenzusetzen. Schwarz zu sein, machte mich automatisch zur Außenseiterin. Die Verachtung, die ich für ihre Welt empfand, drängte mich weiter an den Rand. Ein beliebter ›Scherz‹ der verwöhnten Mädchen war es zum Beispiel, sich eine Person herauszupicken, um dann das Zimmer derjenigen zu verwüsten. Wie so vieles andere auch, das von den Beteiligten als lustig empfunden wurde, löste bei mir schon allein der Gedanke, dass Fremde in mein Zimmer kommen und meine Sachen durchwühlen könnten, Panik aus. Nicht zur Gruppe der angesagtesten Mädchen zu gehören, machte mich zu einem unwahrscheinlichen Ziel. Herablassend zu sein, machte mich zur Nummer eins auf der Liste. Ich verstand es nicht. Und als mein Zimmer verwüstet wurde, löste dies bei mir eine riesige Wut und tiefe Trauer darüber aus, dass ich nicht in der Lage war, meine Privatsphäre vor Gewalt und Eindringlingen zu schützen. Ich hasste diese Mädchen, die so viel besaßen, so viel als selbstverständlich ansahen und niemals in Betracht zogen, dass diejenigen, die kein Vermögen besaßen, nicht in der Lage sein würden, zu Bruch gegangene Dinge, ausgelaufenes Parfüm oder überall verteiltes Puder zu ersetzen. Sie zogen nicht in Betracht, dass es für uns nicht selbstverständlich war, alles einfach in die Reinigung zu geben, damit sich darum gekümmert wurde, weil wir unsere Kleidung niemals dorthin brachten. Meine Wut wurde von Verachtung angefacht und saß tief, war groß, und hielt lange an. Es war eine tägliche Herausforderung, mit ihrem Spaß und ihrer Art umgehen zu müssen.

Keiner ihrer Versuche, mich für sie zu gewinnen, funktionierte. Was eine große Überraschung war. Sie hatten immer geglaubt, dass Schwarze

Mädchen weiß sein und zu ihrer Welt gehören wollten. Meine versteinte Miene, meine Ruhe und absolute Verweigerung, die Schwelle zu ihrer Welt zu übertreten, war ihnen ein Rätsel; für sie war es ein Verstoß, den es zu rächen galt. Nachdem sie mein Zimmer verwüstet hatten, versuchten sie, mich mit Entschuldigungen zu überzeugen und drängten darauf, zu reden und mich zu verstehen. Es gab nichts an mir, von dem ich wollte, dass sie es verstanden. Sie lebten in ihrer oberflächlichen Welt.

Eine meiner Englisch-Professorinnen hatte an der Stanford University studiert. Sie war der Ansicht, dass dies der richtige Ort für mich sei – ein Ort, an dem Intellekt mehr wertgeschätzt wurde als dumme Streiche und Spielchen und die akademische Arbeit nicht vom Styling und der Suche nach einem geeigneten Ehemann überschattet wurde. Sie war nach Stanford gegangen. Ich hatte nie über Kalifornien nachgedacht. Meine Eltern dazu zu bewegen, mir zu erlauben Kentucky zu verlassen, um in einem nahegelegenen Staat studieren zu können, war schon schwer genug gewesen. Sie hatten ein College akzeptiert, dass sie mit dem Auto erreichen konnten, aber ein College, das Tausende Kilometer weit entfernt lag, überstieg ihre Vorstellungskraft. Selbst ich hatte Schwierigkeiten mir vorzustellen, so weit von Zuhause wegzugehen. Der Reiz lag für mich in dem sicheren Versprechen zu reisen, und an einem Ziel anzukommen, an dem man mich akzeptieren und verstehen würde.

All die kaum ausgesprochenen Erkenntnisse über Klassenprivilegien, die ich während meines ersten Jahres am College gewonnen hatte, hatten mir nicht die Augen für die Realität von Klassenscham geöffnet. Noch immer war mir nicht in den Sinn gekommen, dass meine Eltern, insbesondere Mutter, sich deshalb entschieden weigerten, irgendwelche Probleme mit Geld zuzugeben, weil ihr Schamgefühl in Bezug auf ihre Klasse tief und festsaß. Und als sich diese Scham mit ihrem Bedürfnis mischte, das Gefühl zu haben, aufgestiegen und die minderwertige, hinterwäldlerische Kultur ihrer Familie hinter sich gelassen zu haben, war es ihr unmöglich, geradeheraus über die Belastung zu sprechen, die mein Studium in Stanford für die Familie bedeutete.

Alles, was ich wusste, war, dass mir, wie bei all meinen anderen Wünschen, gesagt wurde, es sei unmöglich, mir diesen Wunsch zu erfüllen. Zunächst wurde darüber nicht im Zusammenhang mit Geld gesprochen, es wurde in Bezug auf Sünde thematisiert. Kalifornien war ein böser Ort, das heutige Babylon, wo die armen Seelen leicht verführt und vom rechten Weg abgebracht werden konnten. Es war kein Ort, wo ein junges, un-

schuldiges Mädchen alleine hingehen sollte. Mutter überbrachte mir die Nachricht, dass mein Vater sich absolut weigerte, mir die Erlaubnis dafür zu geben.

Ich verlied meiner Enttäuschung durch anhaltende und bitterliche Trauer Ausdruck. Ich erklärte meiner Mutter, dass andere Eltern wollten, dass ihre Kinder gute Schulen besuchten. Es war mir noch nicht in den Sinn gekommen, dass meine Eltern rein gar nichts über »gute« Schulen wussten. Obwohl ich wusste, dass Mutter keinen Highschool-Abschluss besaß, hatte ich großen Respekt vor ihr. Mutter und Vater waren ein-drucksvolle Autoritätspersonen – Familiendiktatoren von sehr hohem Rang. Als Kinder wussten wir, dass es besser war, weder ihr Wort noch ihr Wissen anzuzweifeln. Wir vertrauten ihnen blind.

Ein entscheidender Aspekt unserer familiären Diktatur war, dass uns nicht viel Kontakt zu anderen Familien erlaubt war. Nur selten durften wir jemand anderen zu Hause besuchen gehen. Wir wussten, dass es besser war, in den Häusern anderer Leute nicht über unsere Familie zu sprechen. Und während wir einen flüchtigen Blick auf die Angewohnheiten und Lebensweisen anderer Familien erhaschen konnten, war uns klar, dass allein der Versuch, diese Lebensweisen in unserem Haus anzusprechen oder anzuwenden, um unsere Eltern zu beeinflussen oder zu verändern, nur das Risiko weiterer Einschränkungen nach sich zog.

Als Soldat hatte unser Vater viele Länder im Ausland bereist, aber er sprach nie von diesen Erfahrungen. Sicherheit, so war uns zu Hause gewissenhaft eingebläut worden, befand sich immer in der Nähe des Zuhauses. Wir waren keine Familie, die in den Urlaub fuhr oder die Welt erkundete. Wenn Verwandte aus großen Städten zu Besuch waren und Mutter anboten, uns Kinder mit in die Stadt zu nehmen, wurden diese Angebote fast immer freundlich abgelehnt. Einmal hatte meine Mutter zugestimmt und mir erlaubt, nach Chicago zu fahren, um einen älteren Cousin zu besuchen; Schuyler – ein ungewöhnlicher und wunderschöner Name auf unseren Lippen.

Cousin Schuyler war pensioniert und lebte ein zurückgezogenes Leben in der Kellerwohnung eines typischen Stadthauses, die er mit seiner Frau Lovie, mit der er seit vielen Jahren verheiratet war, teilte. Von Beruf Künstler, hatte er Stilleben und Akte gemalt. Als sie bei uns zu Besuch gewesen waren, hatte Mutter ihnen ein Bild gezeigt, das ich gemalt hatte und für das ich den Schulpreis gewonnen hatte. Es war das Portrait eines armen einsamen Jungen mit traurigen Augen. Trotz des Hintergrunds

unserer Klasse, belegten wir in der Schule Kunst-Kurse. Auf der Highschool verloren einige ihr Interesse an der Kunst, und nur jene von uns, die sich der Kunst und der Nähe zu einem künstlerischen Umfeld verschrieben hatten, blieben dabei. Für manche bedeutete diese Nähe nur freundliches Zuschauen. Sie hatten Talent, waren aber schlicht nicht genug daran interessiert, es anzuwenden. Und dann waren da Leute wie ich, voller Leidenschaft und Talent, aber ohne die nötigen materiellen Ressourcen, um wirklich künstlerisch aktiv zu sein. Das war etwas für Leute mit Geld.

Das wurde mir klar, als sich meine Eltern entschieden weigerten, mein Bild rahmen zu lassen. Es konnten aber nur gerahmte Werke an der Ausstellung teilnehmen. Mein Kunstlehrer, ein italienischer Einwanderer, der immer nur schwarz trug, zeigte mir, wie man aus Holzresten, die man im Müll fand, einen Rahmen bauen konnte. Wie schon mein Großvater, war auch er ein großer Liebhaber von gefundenen Objekten. Beide waren Männer ohne Ressourcen, die es trotzdem schafften, Schönes zu lieben und zu erhalten. In den Kunstkursen auf der Highschool sprachen wir über Schönheit – über Ästhetik. Aber nach den Kursen erzählte ich meinem Lehrer, wie ich all diese Dinge bereits von meiner Großmutter gelernt hatte.

Jedes Jahr wählten die Studierenden eine*n Künstler*in aus, studierten die Arbeit, um dann eigene Arbeiten in derselben Tradition anzufertigen. Ich wählte abstrakten Expressionismus und die Arbeiten von Willem de Kooning. Ich wollte ein Haus im Herbst malen, die Art von Haus, in dem ich mir zu leben vorstellte, mit bunten Wirbeln – rot, gelb, braun. Ich arbeite auch nach dem Unterricht noch für Stunden weiter, um dem Bild die Einsamkeit einzuflößen, die ich tief in meinem Innern fühlte. Es war mein Lieblingsbild. Ich zeigte es Cousin Schuyler zusammen mit dem Bild des einsamen Jungen.

Es blieb mir ein Rätsel, wie Schuyler und Lovie es geschafft hatten, Mutter davon zu überzeugen, dass es in Ordnung war, mir zu erlauben, eine gewisse Zeit mit den beiden in Chicago zu verbringen – meiner ersten großen Stadt. Die Reise nach Chicago war mein erster Aufenthalt außerhalb des rassistischen Südens. Zum ersten Mal war ich in einer Welt, in der Schwarze Menschen den verschiedensten Jobs nachgingen. Sie arbeiteten auf dem Postamt, stellten die Post zu, sie arbeiteten in Fabriken, fuhren Busse, sammelten den Müll ein – sie waren Schwarze Menschen mit guten Jobs. Diese neue Welt war beeindruckend. Es war eine Welt,

in der Schwarze Menschen Macht hatten. Ich arbeitete in einem kleinen Laden, der einem Schwarzen Freund meiner Tante gehörte. Die Ehefrau dieses Freundes hatte ihren eigenen Schönheitssalon, aber keine Kinder. Sie hatten Geld.

Lovie sprach mit mir über die Bedeutung von Klasse. Da gab es die Leute aus der Unterschicht, mit denen man sich besser nicht abgeben sollte. Sie beharrte darauf, dass man seine Ziele immer hoch ansetzen solle. Das waren die Ideen der Großstadt. In der Gemeinschaft unserer kleinen Stadt hatte man uns beigebracht, alle als gleichwertig zu betrachten. Insbesondere Mutter predigte immerzu, dass man sich selbst nie über andere erhöhen, dass jeder – ungeachtet seines privaten Schicksals – Respekt verdiene. Sie predigte das, obwohl sie sich selbst höhere Ziele gesetzt hatte. Diese Botschaften verwirrten mich. Die große Stadt war zu beeindruckend und machte mir Angst.

Dennoch veränderte sie meine Perspektive, hatte sie mir doch eine Welt gezeigt, in der Schwarze Menschen Künstler*innen sein konnten. Und was ich sah, war, dass Künstler*innen sich nur schwer über Wasser halten konnten. Niemand in meiner Familie wollte, dass ich der Kunst nachging; sie wollten einen guten Job für mich, wollten, dass ich Lehrerin werde. Das Malen war etwas, womit man sich beschäftigen konnte, wenn die richtige Arbeit erledigt war. Ein- vielleicht sogar zweimal, verließ ich meinem Wunsch, Künstlerin zu werden, Ausdruck. Dies wurde zum Anlass für schauerhafte Warnungen und Gelächter genommen, da es wie so viele andere Wünsche dumm war, deshalb das Gelächter. Weil dumme Mädchen eher dazu neigten, dumme Sachen zu machen, mussten auf das Gelächter abschreckende Warnungen folgen. Schwarze Leute konnten ihren Lebensunterhalt nicht mit Kunst verdienen. Sie verwiesen auf das eine Beispiel – den einzigen erwachsenen Schwarzen Künstler den sie kannten, Cousin Schuyler, der wie irgendein Maulwurf oder eine Ratte in einem dunklen Keller hauste.

Wie bei allem anderen, wurde über die Entscheidung, Künstlerin zu sein, nur im Zusammenhang mit race gesprochen, nicht aber in Bezug auf Klasse. Unterschwellig ging es jedoch bei allen Warnungen um die unausgesprochene Realität der Klassenunterschiede in Amerika. Ich dachte nicht mehr daran, Künstlerin zu werden. Ich hatte mit viel dringenderen Fragen zu kämpfen, zum Beispiel, wo ich mein Studium fortsetzen konnte und wo ich einen Ort finden würde, an dem ich mich nicht länger wie eine Außerirdische fühlen würde.